

Charlotte Lady Blennerhassett – eine bayerische Kosmopolitin

Es war ein glücklicher Zufall, der im Mai 1865 zur Begegnung der Komtesse Charlotte Leyden mit Stiftspropst Ignaz v. Döllinger führte. Als die junge Dame ihm in einer befreundeten Münchner Familie vorgestellt wurde, erinnerte Döllinger sich, daß er ihren Namen auf einem Leihschein der Bayerischen Staatsbibliothek gelesen hatte, deren Oberbibliothekar er war. Sie hatte ein Buch von Frédéric Ozanam ausgeliehen, jenes Lehrers der Sorbonne, der der wissenschaftlichen Beschäftigung mit italienischer Literatur in Frankreich Bahn brach: *Les poètes franciscains en Italie au XIIIe siècle*. Daß eine Dame der Gesellschaft sich für das Trecento interessierte, reize Döllingers Neugier. Er lud sie ein, ihn zu besuchen und von seiner Privatbibliothek Gebrauch zu machen. Charlotte nahm dieses Angebot an. Bald kam es zu gegenseitigen Visiten, in Döllingers Haus in der Frühlingstraße Nr. 11, der heutigen Von-der-Tann-Straße, oder in der Stadtwohnung der Leydens in der Brienner Straße. Ein lebhafter Briefwechsel entspann sich zwischen dem 65jährigen Prälaten und der 22jährigen Komtesse. Die Beziehung überdauerte alle Wechselfälle und Erschütterungen des Lebens und fand erst mit Döllingers Tod im Jahr 1890 ein Ende¹.

Herkunft und Ausbildung

Charlotte Julie von Leyden, die spätere Lady Blennerhassett, wurde am 19. Februar 1843 in München als Tochter des königlich-bayerischen Kämmerers Karl Joseph August Graf von Leyden (1806–1876) und seiner Gattin Franziska Edle v. Weling (1817–1898) geboren. Der Grafenstand der Leydens, die aus den Niederlanden nach Bayern gekommen waren, war jüngeren Datums; 1790 erhob Kurfürst Karl Theodor v. Pfalz-Bayern den Urgroßvater von Charlotte in den Grafenstand. Die Mutter stammte aus der jüdischen Hofbankiersfamilie Seligmann. Sie war eine Nichte des Bankiers Aaron Elias Seligmann, der 1814 als Freiherr v. Eichthal das Freiherrenpatent erhielt.

Trotz reicher Verwandter war Geld bei den Leydens immer knapp. Es genügte gerade, um sich standesgemäß über Wasser zu halten, aber keineswegs, um Charlotte in den Rang einer begehrten Erbin aufsteigen zu lassen. An den gedrückten wirtschaftlichen Verhältnissen werden sich mehrere Eheprojekte zerschlagen; auch nach ihrer Heirat bleiben ihr wirtschaftliche Sorgen nicht erspart.

Erziehung und Ausbildung der jungen Komtesse vollzogen sich nach standesüblichem Ritual. Privatlehrer gaben ihr Unterricht in den Elementarfächern, dazu in Zeichnen und Musik. Dann wurde die Elfjährige zu den *Sacré-Cœur*-Schwestern ins Kloster Blumental bei Vaals in Holland geschickt. Ihre Lehrerinnen – meist Französinen und Italienerinnen – legten den Grundstock für ihre Sprachkenntnisse, die sie, einer inneren Neigung folgend, im Selbststudium vertiefte. Sie erwarb sich gute Kenntnisse in Englisch und Französisch; auch Italienisch und Spanisch sowie die Elemente des Lateinischen wurden ihr vertraut.

Nach dreijährigem Aufenthalt kehrte Charlotte nach Bayern zurück. Für die Eltern war die Ausbildung der Tochter abgeschlossen. Ihr Status war der einer Heiratskandidatin: Sie hatte zu warten, bis ein Mann von Stand um ihre Hand anhielt. Diese Wartezeit war genau geregelt. Der Sommer wurde auf dem väterlichen Schloß Maxlrain bei Aibling zugebracht; im Winter durfte Charlotte sich unter den wachsamen Augen der Mutter in die Zerstreuungen der Münchner Saison stürzen. Den Höhepunkt dieser Anstrengungen bildeten die Faschingsbälle; vornehmster Inhalt des Gesellschaftstratsches waren die Exzentritäten des jungen Königs Ludwig II., insbesondere seine Extravaganzen zugunsten von Richard Wagner.

Von Verehrern war die junge Komtesse nicht gerade umschwärmt. Ihre weiblichen Reize waren nicht so offenkundig wie die der Mutter, deren Bild König Ludwig I. seinerzeit in der von Stieler gemalten Nymphenburger Schönheitsgalerie ausstellen wollte. Man hat Charlotte später mit ihrer Tochter Carola verwechselt, die Lenbach als Achtzehnjährige in der Pose der Saskia gemalt hat, ein Porträt, das nicht nur den Schweizer Ernst Korrodi als Sechzehnjährigen Feuer fangen ließ. Charlotte war eine *passable*, schlanke Erscheinung mit dunkelbraunem Haar und lebhaftem Temperament. Die Freundin Marie von Bunsen hat noch die Sechzigjährige ein Quecksilberwesen genannt. Ihr eigentlicher Charme trat erst in der Konversation zutage.

Hier lag auch das Einzigartige und gewissermaßen das Verhängnisvolle ihrer Begabung. Wer mit ihr ins Gespräch kam, merkte bald, daß sie nicht mit den Banalitäten des sogenannten guten Tons abzufüttern war. Sie wollte diskutieren, analysieren, Wissen aufnehmen und ihre Meinung begründen. Das hat manche Männer, die sich ihrer intellektuellen Art nicht gewachsen fühlten, offenbar erschreckt. Die Mutter machte ihr deswegen ernste Vorstellungen. Sie solle doch wie ihre Altersgenossinnen von Stande keine riskanten Einzelgängerpfade gehen. Nach heftigen Auseinandersetzungen einigte man sich darauf, daß Charlotte höchstens drei Stunden am Tag auf das Studium verwenden dürfe. Die übrige Zeit habe sie sich wie eine normale Gutsbesitzerstochter zu benehmen.

Der Mentor

Der Vater, Graf Leyden, war ein gutmütiger Mann, fröhlicher Geselligkeit zugetan und ohne politischen Einfluß, glücklos in wirtschaftlichen Belangen. Die Mutter war das dominierende Element der Familie; ihre herrscherliche Art legte sie auch im hohen Alter nicht ab. Trotz Charlottes Zuneigung zu ihrem Vater konnte Döllinger hier leicht in die Vaterrolle hineinschlüpfen und die intellektuellen Neigungen seiner Adoptivtochter in geeignete Bahnen lenken.

Bei der Komtesse traf so vieles zusammen, das seine Zuneigung fest verankerte: eine gute Kenntnis der wichtigsten europäischen Sprachen und ihrer Literatur, wache Anteilnahme an den Ereignissen des Tages, das Bestreben, die Gegenwart aus den Wurzeln der Vergangenheit zu verstehen, und ein überdurchschnittliches Urteilsvermögen. Überdies besaß Charlotte einen lebendigen religiösen Sinn. Formelhafte Frömmigkeit genügte ihr nicht; sie wollte ihren Kinder glauben begründen und ihre Anhänglichkeit an die Kirche kritisch rechtfertigen.

Wenn nicht Abaelard und Héloïse, so doch Franz von Sales und Jeanne Frémiot de Chantal? Weder noch! Döllingers Rolle war nicht die eines Seelenführers, eines „directeur de conscience“. Obwohl er seinen Schützling keineswegs ratlos auf der Suche nach einer vertieften Gottesbeziehung ließ, stand er ihr in einem umfassenderen Sinn auf dem Weg der Selbstverwirklichung bei. Er sah Charlotte sehr früh als künftige Schriftstellerin. Und zwar nicht als Verfasserin von Romanen, sondern als Biographin und Historikerin nach englischen Vorbildern. Gewiß mögen Projektionen aus der eigenen Interessensphäre seine Beraterrolle mitbestimmt haben. Doch ihre Neigung zur Geschichte brauchte er nicht zu bestärken. Die ging in der Anlage bereits auf den Leseeifer der Elfjährigen zurück. Döllinger hat aber dafür gesorgt, daß diese Ansätze nicht im Dilettantischen untergingen oder sich in quantitativer Rezeption erschöpften.

Döllingers Einfluß auf ihre Lektüre läßt sich ziemlich genau bestimmen. Sein Blick ist stärker auf die Neuerscheinungen in englischer, französischer und italienischer Sprache gerichtet als auf die deutsche Produktion. Gezielt wird Charlotte auf die Lektüre der von Döllinger gelesenen Zeitschriften hingelenkt: die von Acton herausgegebene „Home and Foreign Review“ und ihre Nachfolgerin „The Chronicle“, den „Spectator“, den „Correspondant“, das Organ der liberalen Katholiken Frankreichs, und die „Revue des deux mondes“; bisweilen werden auch die liberalkatholische italienische Zeitung „Opinione“ und der „Christian Remembrancer“, die Zeitschrift der hochkirchlichen Richtung in England, erwähnt.

Seine Aufgabe als geistiger Mentor nahm Döllinger mit einer Zurückhaltung und Diskretion wahr, die bei einem ans Dozieren gewöhnten Mann erstaunt. „Er tat es mit unermüdlicher Hingabe und Geduld, mit einer fast ängstlichen Wahrung der individuellen Anlagen“, sagt Charlotte in später Rückschau²

Döllingers Zurückhaltung zeigt sich wohl am stärksten in seiner Stellungnahme in kirchlich-religiösen Fragen. Beider Gottesglaube war unangefochten. Ihre Auseinandersetzung konzentrierte sich im wesentlichen auf die Frage, wie die Kirche sich in der veränderten und veränderungsschwangeren Zeit zu verhalten habe. Döllinger besaß hier einen unaufholbaren Vorsprung; seine kirchlichen Auffassungen, die immer entschiedener auf das Durchsetzungsvermögen der evangelischen Wahrheit und auf eine Allianz mit offenbarungsgläubigen Protestanten hintendierten, wurden schweren Anfechtungen ausgesetzt. Charlotte mußte sich erst ihren Weg zum selbständigen Urteil in kirchlichen Fragen erkämpfen. Denn zu Hause waren theologische Diskussionen streng verpönt; die Mutter, die aus einer vom Judentum zum Katholizismus konvertierten Familie hervorgegangen war, war jeglicher Kirchenpolitik abhold. Da die Briefe Döllingers zu Hause mitgelesen wurden, mußte Charlotte ihn manchmal bitten, kontroverse theologische oder kirchenpolitische Fragen auf einem gesonderten Blatt zu behandeln.

Im Urteil gegenüber Rom ist Charlotte viel zurückhaltender als Döllinger. Gewiß wird sie sich dem Gewicht seiner Freundschaft, seiner Erfahrung und seines Wissens nicht entziehen können. Doch ist sie unabhängig genug, um bei gleicher Grundanschauung kritisches Gegenüber zu bleiben. Keineswegs plappert sie Döllingers herbe Urteile in unkritischer Verehrung nach. Andererseits ist es ihm hoch anzurechnen, daß er die jüngere Freundin nicht in ihrer freien Meinung vergewaltigt und sie als blinde Parteigängerin mit fortreißt: Bei aller entschiedener Meinungsäußerung läßt er sie in ihrem innersten Wesen frei.

Es waren vor allem die Heiligsprechung des spanischen Inquisitors Pedro de Arbues im Jahr 1868 und die Verurteilung der österreichischen Schul- und Ehegesetzgebung durch Pius IX. am 23. Juni 1868, die Döllinger aufs höchste erregten. Am 28. Juni 1868 schrieb er ihr: „Krieg auf Leben und Tod – nicht bloß gegen Österreich, Volk, Regierung – sondern gegen die ganze moderne Zivilisation, gegen Pressefreiheit, Gewissensfreiheit, rechtliche Gleichstellung der Konfessionen etc. etc. et c'est sous ces auspices que le Concile doit s'assembler, ce sont ces principes que les évêques du monde catholique doivent ratifier.“

Entscheidend für die Reifung von Charlottes religiös-kirchlichem Urteil war ihre Begegnung mit liberalen Katholiken Belgiens und Frankreichs. Das hing mit einer in die Brüche gegangenen Verlobung zusammen. Graf Erasmus Deroy, wie der Vater Leyden geborenes Mitglied der Kammer der bayerischen Reichsräte, hatte tatsächlich und mit Erfolg um ihre Hand angehalten. Es war auf beiden Seiten kein Ausbruch der Leidenschaft, sondern viel eher eine auf milder Zuneigung und noch stärker auf exaktem Kalkül beruhende Verbindung. Die geplante Vernunfthehe scheiterte an ihren eigenen Voraussetzungen. Nachdem man hin- und hergerechnet, die Apanagen addiert und Ausgaben gestrichen hatte, alles unter dem Gesichtspunkt eiserner Sparsamkeit, kam Deroy unter Tränen

zur Schlußfolgerung, daß er unter diesen Voraussetzungen nicht, wie es einem Mann von Stande gebühre, leben und sich in München zeigen könne.

Charlotte wußte nun, woran sie war. Sie fiel nicht gerade aus allen Himmeln. Ihr planender Kopf war stärker bei dieser Verbindung gewesen als ihr Herz. Sie war fest entschlossen, keinen Verrat an sich selbst zu begehen. In ihrer Niederlagenheit mischte sich Resignation mit trotzigem Durchhaltewillen. Sie sah sich schon als gesetzte, gutmütige alte Jungfer. Dem Klatsch der Münchner Gesellschaft, die mit dem Finger auf sie zeigen würde, wollte sie entgehen. Da kam eine Einladung der Freundin Eleonore Salm-Salm, die den reichen und verschwenderischen Herzog von Osuna, einen x-fachen spanischen Granden, geheiratet hatte, sehr gelegen. Sie begleitete die Freundin zur Kur, verbrachte den Winter 1868/69 auf Schloß Beauraing in Belgien und hielt sich zu Beginn des Jahrs 1869 in Paris und Orléans auf.

Die liberalen Katholiken

In Paris begegnete sie endlich den Männern und Frauen, die sie bisher nur aus Zeitschriften und vom Hörensagen kannte, vor allem Dupanloup, dem Bischof von Orléans, zu dessen weitgespanntem Interessenbereich auch die Frage der Frauenbildung gehörte. Mit Dupanloup war sie ohne Wissen der Eltern bereits in briefliche Verbindung getreten. Sie hatte ihm ihre Not, durch das Unverständnis der Umgebung an Studium und Bildung gehindert zu werden, so erschütternd dargelegt, daß der Bischof ihren Brief später in einer Broschüre über Frauenbildung veröffentlichte. Die Beziehungen zu Dupanloup, der auch als Seelenführer von Damen der Gesellschaft berühmt war, gestalteten sich in der Konzilszeit sehr intensiv.

Charlotte ging es darum, einen selbständigen Standpunkt in der eifrig debatierten Kirchenfrage zu gewinnen. Das Konzil stand vor der Tür. Sie lernte bedeutende Persönlichkeiten kennen: Auguste Cochin, den späteren Präfekten von Paris, den Apologeten Alphonse Gratry, Mitglied der Académie Française, und den ruhelosen Prediger von Notre-Dame, den Karmelitermönch Hyacinthe Loyson. Montalembert, dem Veteranen der liberalen Katholiken, zollte sie höchste Verehrung. Vor allem aber begegnete sie hier Frauen, die sich im Gefolge ihrer Männer oder selbständig den liberalen Katholiken angeschlossen hatten: Arthémie de Klinglin, Gattin des Grafen de Menthon, die Charlotte zu sich nach Menthon in Savoyen einlud, Netty du Boys, Sekretärin ihres Vaters, eines Rechtshistorikers, Marie Rio, die Tochter des Kunsthistorikers, und Mrs. Craven, geborene Pauline de la Feronnays. Letztere war 1866 als Biographin ihrer früh verstorbenen Schwester Alexandrine mit dem Roman „Le récit d'une sœur“ zu unerwartetem literarischen Ruhm gelangt. Am engsten jedoch gestaltete sich

ihre Verbindung zur kinderlosen, um gut zwanzig Jahre älteren Marquise de Forbin d'Oppède. Beide verband das Interesse an gelehrter historischer Forschung; ebenso unkonventionell wie die wissenschaftlichen Neigungen dieser Dame war ihr kirchliches Urteil.

Eine solche Erfahrung konnte nicht in Bayern gemacht werden. Fromme Leute wagten es hier nicht, kirchenamtliche Äußerungen gleich welcher Art in Frage zu stellen. Auf der anderen Seite standen jene, die offen einen kirchen- und offebarungsskeptischen Standpunkt einnahmen. Kirchlichkeit, die kritischen Sinn mit gläubiger Hingabe zu verbinden verstand, gab es in Deutschland nur vereinzelt. Eine liberalkatholische Bewegung im eigentlichen Sinn läßt sich hier nicht nachweisen. Der liberale Katholizismus – im Gegensatz zum liberalen Protestantismus hat er keine das Dogma auflösende Tendenz – war ursprünglich auf das Verhältnis von Kirche und Staat, von Kirche und Gesellschaft fixiert.

Charlottes erste literarische Fingerübung galt den liberalen Katholiken Frankreichs. Die Sache des liberalen Katholizismus wird von ihr als Wegsuche zwischen den Anforderungen des Glaubens und denjenigen der Zeit umschrieben. Diese ihre Zeit und Welt können nicht nur Trugbild der finsternen Mächte sein. „Denn auch in ihr, wenn auch oft ihr selbst nicht bewußt, lebt ein Geist, der dem Boden des Evangeliums entsprossen ist . . . Wo immer das Bild Christi sich einmal, und sei es auch nur flüchtig, abgespiegelt hat, da läßt es eine Spur seiner ewigen Schönheit zurück.“

Es war ein kleines Wunder, daß Edmund Jörg diesen leicht schwärmerischen und anonym zugesandten Aufsatz der Komtesse Leyden 1869 in die „Historisch-Politischen Blätter“ aufnahm³. Wenige Wochen später wäre das nicht mehr der Fall gewesen. Denn das bevorstehende Konzil bewirkte eine solche Polarisierung unter Katholiken, daß die einzelnen Gruppen nicht mehr aufeinander hörten, sondern nur noch den eigenen Parteistandpunkt verkündeten. Döllinger versuchte mit Unterstützung der Presse und des Staats, eine Abwehrfront gegen bedrohliche römische Ansprüche aufzubauen. Nach München kamen Besucher, die die gleichen Befürchtungen hegten, so Bischof Maret, der das gewichtigste Werk der französischen Konzilsopposition gegen die Mehrung päpstlicher Ansprüche schrieb; im August 1869 traf Döllinger Acton und Dupanloup auf Schloß Herrnsheim bei Worms.

Die 26jährige Komtesse ließ sich mit Begeisterung in diese Agitation einspannen. Sie fungierte als Übersetzerin, als Dolmetscherin und Vermittlerin. Eine Einladung der Gräfin de Menthon, den Konzilswinter in Rom zu verbringen, befreite sie von der Sorge, wie sie als Gehilfin des Stiftspropstes den Vorwürfen der Mutter, die sie schon ganz vom Glauben abgefallen ansah, begegnen könne.

Konzil als Schicksal

Ende Dezember traf Charlotte in Rom ein. Ihre Stellung war eindeutig: Sie gehörte zu den Sympathisanten der Bischöfe antiinfallibilistischer Richtung. In den Salons, vor allem des Bischofs Dupanloup, der Mrs. Craven und der Marchesa Spinola, begegnete sie der römischen Gesellschaft, den Diplomaten und Bischöfen, aber auch Schlachtenbummlern des Konzils, die, wie sie selber, das ungewöhnliche kirchliche Ereignis nach Rom hingezogen hatte. Louis Veuillot, der journalistische Wortführer der ultramontanen propäpstlichen Richtung, hat diese Damen der Gesellschaft als Matriarchen des Konzils verspottet; ein Bischof bezeichnete sie weniger vornehm als Klatschweiber. Vielleicht wirkte hier Verärgerung mit, daß die geistig regsamsten Frauen die Konzilsopposition unterstützten.

Dieser Spott ließ sie gleichgültig. Der römische Winter war ein zu großartiges Erlebnis, um über solche Sticheleien zu stolpern. Nicht nur kam ihr Bildungsseifer in der Ewigen Stadt auf seine Rechnung; sie begegnete Menschen, die für sie eine schicksalshafte Bedeutung erlangten. Hier konspiriert sie mit Lord Acton, der Seele der Konzilsopposition – eine lebenslängliche Freundschaft entstand daraus –, hier trifft sie bei einer Besichtigung der Katakomben den gelehrten Kunst- und Kirchenhistoriker Franz Xaver Kraus, mit dem sie, vor allem in den achtziger Jahren, eine ausgiebige Korrespondenz führen wird. Vor allem aber lernt sie in Rom den dreißigjährigen irischen Parlamentarier Rowland Blennerhasset kennen, den sie noch während des Konzils heiratet. Sir Rowland war ein Freund Actons, der die beiden miteinander bekannt machte. Er war Döllinger kein Unbekannter, da er ihn während eines Bildungsaufenthalts in München kennengelernt hatte.

Sir Rowland war einer der wenigen katholischen Iren, die mit den liberalen Katholiken kontinentaler Prägung sympathisierten. Die Blennerhassetts waren Landlords, die aus der englischen Grafschaft Carlisle stammten und auf Geheiß der Königin Elisabeth sich in Churchtown, County Kerry, niedergelassen hatten. Sie gehörten nicht zu den Großgrundbesitzern, die ihre Güter durch Verwalter bewirtschaften ließen und als „absentees“ die Pachtgelder in England oder auf dem Kontinent verpraßten. Der Vater Sir Rowlands hatte in der großen irischen Hungersnot bei seinen Gutsleuten ausgeharrt und war als Opfer der Epidemien, die das Land heimsuchten, 1849 dahingerafft worden. Beide Eltern waren katholisch, wahrscheinlich zum Katholizismus konvertiert. Sir Rowland hatte eine kontinentale Ausbildung genossen – er hatte in Löwen in Staatswissenschaften promoviert – und war 25jährig als Vertreter für Galway auf der Seite der Whigs ins englische Parlament eingezogen.

Diese gesellschaftlichen und gesinnungsmäßigen Voraussetzungen wurden von dem ohnehin abenteuerlichen und selbständigen Sinn Charlottes begierig aufge-

sogen. Sie hatte, nachdem seine Neigung feststand, keinen Grund, die Verbindung mit Rowland nicht mit Eifer zu betreiben. Bereits sechs Wochen nach der ersten Begegnung wurden Heiratspläne geschmiedet. Döllinger unternahm es, die Zustimmung der Eltern Leyden zu gewinnen. Er war es auch, der das Paar am 9. Juni 1870 in St. Bonifaz in München vor einer recht bunten, kosmopolitischen Gesellschaft traute.

Die Hochzeitsreise ging nach Venedig und Wien. Dann mußte Rowland wegen der irischen „landbill“ nach London zurück ins Parlament. Seine junge Frau blieb in München bei den Eltern, zumal die Wohnverhältnisse in London noch nicht geregelt waren. Es zeichneten so sich bereits sehr früh Schwierigkeiten ab, die den jungen Eheleuten eine Pendlerexistenz zwischen London und München auferlegten. An und für sich fiel ein vornehmes Nomadendasein gar nicht aus dem gesellschaftlichen Rahmen der Zeit, wenn nicht wirtschaftliche Sorgen den Blennerhassetts ein solches Hin und Her aufgenötigt hätten.

Vorerst jedoch warfen kriegerische und kirchenpolitische Entwicklungen ihre Schatten voraus: der deutsch-französische Krieg und die Verkündigung der päpstlichen Unfehlbarkeit am 18. Juli 1870. Ein Tagebuch, das Charlotte an ihrem Hochzeitstag begann, gibt Zeugnis davon, mit welcher Spannung sie diese Zeit erlebte. Die kirchliche Frage stand für sie im Vordergrund. Sie hat den Gewissensentscheid Döllingers, der nach längerem inneren Ringen Erzbischof Scherr von München wissen ließ, daß er den Beschlüssen des Vatikanischen Konzils die Zustimmung verweigere, mit höchster Anteilnahme verfolgt. Am 17. April 1871 wurde Döllinger feierlich exkommuniziert. Am 3. April, gerade nachdem seine ablehnende Antwort an den Erzbischof durch Abdruck in der „Allgemeinen Zeitung“ bekanntgeworden war, schrieb sie ihm: „Es schmerzt mich tief, daß Ihnen dieses Zeugnis nicht erspart wurde, durch die Schwäche derer, welche kraft ihres Amtes berufen gewesen wären, es vor allem und unter viel günstigeren Zuständen abzulegen. Aber ich vertraue auf den Beistand Jesu Christi, der Sie und uns in unserer großen Betrübniß nicht verlassen wird und ein gerechter Richter ist. Vor seinem Tribunale wird die Anklage wenigstens nicht gehört werden, daß es eitler Hochmut ist, der Sie bewog, so aufzutreten, wie Sie es getan.“

Charlotte ist Döllinger weder in die kirchliche Isolierung noch in eine Gesinnung radikaler kirchlicher Skepsis gefolgt. Warum? Sie war Laie und kirchlichen Sanktionen – das seien Zückerchen, die die Kurie für Priester reserviere, meinte Döllinger einmal – weniger ausgesetzt als kirchliche Amtsträger. Der Einfluß Actons, mit dem sie eine wachsende Enttäuschung über die Münchner Protestbewegung verband, die sich 1871 um Döllinger sammelte, hat zu einer Klärung ihres Standpunkts geführt. Wichtiger jedoch als all diese Faktoren war die liberalkatholische Gesinnung, die sie bei ihren französischen Freunden kennengelernt hatte, und vor allem auch das persönliche Erleben des Konzils im römischen

Winter 1869/70. Der Umgang mit den Freunden Montalembert und dem Kreis um Dupanloup, dessen Verbindung von Institutionskritik und gläubiger kirchlicher Gesinnung sie wiederholt zum Staunen brachte, ließ sie unentwegt für die Kirche hoffen. Die habe nun einmal diesen Läuterungsprozeß mitzumachen. Andererseits ließen die römischen Erfahrungen sie erkennen, daß Döllinger seinen Einfluß auf die antiinfallibilistischen Bischöfe und das Ausmaß der gemeinsamen Bundesgenossenschaft überschätzte. Zuversichtlicher im Blick auf kirchliche Gegenkräfte, die die einseitigen Beschlüsse des Ersten Vatikanums korrigieren würden, illusionsloser gegenüber allen Formen organisierten Widerstands, ist sie nach 1871 einen eigenen Weg gegangen. Den Kulturkampf lehnte sie ebenso sehr ab wie die Solidarisierung mit der katholischen Gegenwehr gegenüber den repressiven Maßnahmen des Staats. Bindungen an Vereine jeglicher Art und Klubs ist sie auch später nicht eingegangen; zu den Organisationsformen des katholischen „Gettos“ hielt sie gemessene Distanz.

In den 70er Jahren starb die Generation der großen liberalen Katholiken Frankreichs allmählich aus; Charlotte Blennerhassett wird bis ins 20. Jahrhundert hinein einer der letzten Vertreter dieser Richtung sein, ohne sich einer neuen Schule anzuschließen. Freilich bedrückte sie die geistige Stagnation des seinem Ende zugehenden Pontifikats Pius' IX. Ihre große Sorge dieser Jahre ist das Wachsen des Unglaubens und der kirchlichen Indifferenz, vor allem in jenen Gesellschaftsschichten, mit denen sie Umgang hat. Ihr größter Schmerz – und das weist auf den Kern ihrer Glaubensüberzeugung hin – ist, daß die Männer der katholischen Kirche diesem Abfall mit kurzsichtiger Apologetik begegnen und so an der Apostasie der europäischen Intelligenz mitschuldig werden.

Viktorianisches England

Die Übersiedlung nach London im Herbst 1871 – zuerst mietete man eine Wohnung, 1875 bezog man ein Haus – brachte neue Aufgaben und Pflichten. Vier Kinder stellten sich im Lauf der Jahre ein. Charlottes Gesichts- und Bekanntenkreis wurde ins Angelsächsisch-Imperiale geweitet. Bereits kannte sie einige Familien, die Actons, die Cravens – Marie Acton war Münchenerin wie sie, Mrs. Craven, die Gattin eines Enkels der Markgräfin von Bayreuth, hatte einen internationalen Bekanntenkreis; bald gewann sie zahlreiche neue Bekannte.

Die Irlandpolitik Gladstones, den Charlotte wegen seiner Nachgiebigkeit für den wachsenden Terrorismus auf der grünen Insel verantwortlich machte, traf die Blennerhassetts in ihren nicht sehr gesunden wirtschaftlichen Verhältnissen an empfindlichster Stelle. Sir Rowland wurde nach 1880 nicht mehr ins Parlament gewählt. Die Landagitation, die um diesen Zeitpunkt ihren Höhepunkt erreichte, reduzierte seine Einkünfte drastisch. Hundert Pächter seines Guts wei-

gerten sich, den seit einem halben Jahrhundert nicht erhöhten Zins zu zahlen. Mit seinem eigenen Gesetzesvorschlag von 1884, die irischen Pächter auf Staatskosten zu Grundbesitzern zu machen, drang er nicht durch. Erst 1903 wurde dieses Projekt – nach Lady Blennerhassetts Darstellung mit unwesentlichen Änderungen – in der sogenannten Wyndham-Akte Gesetz. Inzwischen aber waren die Blennerhassetts – sie gehörten nicht zu den Großgrundbesitzern, die dem Sturm trotzen konnten – ruiniert⁴.

Die Sparmaßnahmen, denen man auch um der Kinder willen sich unterwerfen mußte, führten Ende Mai 1886 zur Rückkehr Charlottes nach München. Ihr Sohn Arthur besuchte Eton, ihr Mann blieb in London. Zu Irland, das sie 1878 zum ersten Mal auf kurze Zeit betreten hatte, hatte sie keine Beziehung gefunden; die sich häufenden Terroranschläge und Morde ließen den Gedanken an ein solche Übersiedlung erst recht nicht aufkommen. Mit München war sie eng verbunden geblieben: Längere Ferienaufenthalte bei der Mutter – der Vater war 1876 gestorben – und in den Bergen hatten die Verbindung zum bayerischen Freundes- und Bekanntenkreis lebendig erhalten.

Diese wirtschaftliche Misere drängte Charlotte in eine Richtung, der ohnehin ihre Neigung gehörte: die Schriftstellerei. Nach ihrem Aufsatz von 1869 über die liberalen Katholiken Frankreichs hatte sie jahrelang fast nichts mehr publiziert. Erst 1876 begann sie, von ihrem Mann ermuntert, sich wieder publizistisch zu betätigen. Die erste größere Arbeit war ein Artikel über Bischof Dupanloup († 1878) in der *Nineteenth Century Review*. Das Biographische diente ihr sozusagen bloß zum Vorwand, um die Entwicklung des liberalen Katholizismus in Frankreich von der ersten Stunde an zu beschreiben. Trotz persönlicher Distanzierung zu Dupanloup – „den Bischof von Orléans habe ich (bei meinem Besuch in Paris) vermieden. Wir beide haben uns nichts mehr zu sagen auf dieser Welt . . .“⁵ – legte sie in diesem Aufsatz ein Bekenntnis zum liberalen Katholizismus ab, den sie gerade durch ihn kennengelernt hatte.

Der Aufsatz bildet einen Markstein in ihrem literarischen Schaffen. Einmal schließt er jene Epoche ab, die für ihren geistigen Werdegang entscheidend war. Verdankte sie Döllinger die wichtigsten Anregungen für ihre geistige Entwicklung, so war sie für ihre Weltanschauung den liberalen Katholiken Frankreichs verpflichtet. Den Glauben an die Unzerstörbarkeit dieser Ideen nimmt sie hinüber in eine Zeit, die mit dem neuen Pontifikat Leos XIII. Hoffnungen und Zuversicht weckte.

Biographin der Madame de Staël

Jetzt reifen auch selbständige literarische Projekte. Im Sommer 1878 taucht zum ersten Mal das Projekt einer Biographie von Mme de Staël auf. Diesem Vor-

haben wandte sie ihre ganze Schaffenskraft zu. 1887 erschien der erste Band, 1889 der dritte. Ein monumentales Werk von insgesamt 1500 Seiten lag vor; es sollte bis in die jüngste Zeit die klassische Biographie der berühmten Gegnerin Napoleons werden. Im kosmopolitischen Schicksal der Genfer Bankierstochter, die in ihrem Buch „De l'Allemagne“ dem von Napoleon erniedrigten Deutschland Gerechtigkeit widerfahren ließ, entdeckte sie verwandte Züge des eigenen Lebens und der eigenen Ideale. Den amourösen Eskapaden von Germaine de Staël stand sie allerdings fassungs- und verständnislos gegenüber. Es war ein Monumentalfresko der Zeit, das sie entwarf: Abenddämmerung der Monarchie, Französische Revolution, Kaiserreich, Weimarer Geistesrepublik und Beginn der Restauration; hinter dem üppigen historischen Rahmen traten das eigentlich Biographische und Literarhistorische allzu stark zurück. In seiner Anlage folgte das Werk den großangelegten englischen Biographien mit ihren breiten Auszügen aus Korrespondenzen und zeitgenössischen Memoiren. In der Darstellung der Französischen Revolution war sie Taines „Origines de la France contemporaine“ verpflichtet. Seine Geschichtsphilosophie – Rasse, Milieu und Moment ermöglichen den Fortschritt der Kultur – war ebenfalls nicht spurlos an ihr vorübergegangen.

War es ein Kompliment, das man ihr machte – so Döllinger⁶ –, jedermann würde vermuten, ihr Buch sei von einem Mann geschrieben, hätte sie es nicht mit vollem Namen veröffentlicht? Taine spendete ihr hohes Lob: Um ein solches Werk zu schreiben, müsse man wie Mme de Staël in der Geschichte und Literatur von vier europäischen Kulturen und Sprachen zu Hause sein. Lord Acton, der sie bei der Abfassung der Biographie beraten hatte, äußerte sich enthusiastisch. Jakob Bernays, der führende deutsche Literaturkritiker, bezeichnete das Buch Franz Xaver Kraus gegenüber, der eine ausführliche Besprechung für die „Deutsche Rundschau“ schrieb, „als literarisches Denkmal höchst beachtenswert, als Werk einer Frau erstaunlich“⁷.

Im Erscheinungsjahr des letzten Bandes lag auch bereits eine französische Übersetzung vor, im folgenden Jahr erschien die englische. 1898 verlieh die Universität München der Fünfundfünfzigjährigen den philosophischen Ehrendoktor für ihre „hervorragenden Verdienste um die Erforschung der deutschen, französischen, englischen und italienischen Literatur“, wie es in der Laudatio hieß. Sie war die erste Frau, die mit einem Ehrendoktorat der Ludwig-Maximilian-Universität ausgezeichnet wurde.

Döllinger hat das Erscheinen dieses großen Werks noch miterlebt; seine Egeria war auf mannigfachen Umwegen dort angelangt, wo er sie hinführen wollte. Ihre Beziehungen hatten auch nach seiner Exkommunikation nicht die geringste Trübung erfahren. Wie Acton stand sie zu ihm, auch wenn diese Treue ihr im engsten Familienkreis und darüber hinaus Verdächtigungen und Mißverständnisse einbrachte.

Von geräuschvollen Versuchen, Döllinger zur Rückkehr in die katholische Kirche zu bewegen, hielt Charlotte sich fern. Als er am 10. Januar 1890 starb, weilte sie bei ihrem Mann in London. Jeannette Döllinger, die Nichte, schickte einen langen Bericht über die letzten Tage des Entschlafenen; die Freunde kondolierten ihr wie beim Heimgang eines Familienmitglieds⁸. Da Lord Acton sich viele Jahre mit der Absicht trug, die Biographie Döllingers zu schreiben, verzichtete sie darauf, mit ihm zu rivalisieren. Zu seinem 100. Geburtstag veröffentlichte sie lediglich einen kurzen Tribut⁹.

Mittlerin europäischer Kultur

Die Aufnahme der Biographie von Mme de Staël ermutigte Charlotte, sich noch eingehender der Schriftstellerei zuzuwenden. Julius Rodenberg, der ihre Fähigkeit zur Konzentration auch in den kleinsten Notizen bewunderte, gewann sie 1883 zur regelmäßigen Mitarbeit an der „Deutschen Rundschau“. „Spectator“, „Fortnightly Review“ und „The Nineteenth Century“ nahmen weiterhin ihre Aufsätze auf. Als Karl Muth 1903 das „Hochland“ gründete, gehörte sie zu den Autoren der ersten Stunde. Ihren „Hochland“-Aufsatz über Félicité de Lamennais¹⁰ bezeichnete Paul Bourget als die kürzeste und treffendste Charakteristik dieser großen Anregergestalt des französischen Katholizismus¹¹. Lord Acton übertrug ihr zwei Kapitel in den letzten Bänden der von ihm konzipierten „Cambridge Modern History“, dem ersten auf internationaler Gemeinschaftsarbeit beruhenden Werk der Geschichtsforschung.

Daneben erschienen biographische Studien über Talleyrand (1894), Gabriele d'Annunzio (1901), Marie Antoinette (1903), Chateaubriand (1903), John Henry Newman (1904), die Jungfrau von Orléans (1906), Maria Stuart (1907). Ihre wichtigsten literarhistorischen Aufsätze wurden gesammelt in den Bänden „Streiflichter“ (1911) und „Literar-Historische Aufsätze“ (1916).

Die frühe Disziplin im Umgang mit sich selber kam ihrer Arbeit in späteren Jahren zugute. Das Werk über Mme de Staël war zum guten Teil die Frucht angestrengter Nacharbeit. Ihre Freunde bestätigen, daß sie ihren Aufgaben als Mutter den Vorrang vor ihrer literarischen Beschäftigung gab. Als literarisch arbeitende Frau und Mutter fühlte sie sich in einer illustren Gesellschaft, die von Mme de Sévigné und Mme de La Fayette über Mme de Staël, Mme Vigée-Lebrun, Bettina von Arnim zu Elisabeth Barret Browning reichte. Ein ungewöhnliches Gedächtnis unterstützte ihre Arbeitskraft. Ihre Aufnahmefähigkeit nahm offenbar im Alter eher zu; das ist aus der Anzahl ihrer Buchbesprechungen ersichtlich. Therese Boeselager berichtet, daß sie lange Stellen aus Büchern zitieren konnte, die ihr einmal vorgelesen worden waren. Manche ihrer Freunde haben sich gewundert, daß so wenig von ihrem temperamentvollen Naturell in ihre Bücher

eingegangen ist, die im Bemühen um historisches Detail und um Objektivität etwas steif, nahezu „männlich“ wirken. Hierfür hat Freifrau v. Boeselager die Erklärung: „Der Geist von Port-Royal war ihr kongenial; ein leiser Hauch von Jansenismus machte sich fühlbar in der herben Selbstkritik, die sie an ihrer spiegelklaren, reinen Seele übte, die jedes Vergehen verzieh, aber manche sittliche Entgleisungen nicht einmal zu begreifen imstande war.“

Die kluge Beobachtung trifft ein Wesenselement von Charlotte. Es als viktorianische Prüderie zu bezeichnen wäre ungenau. Man würde es dieser vielge-reisten Kosmopolitin, die sowohl aus der Anschauung wie aus der Literatur so viele bewegte Schicksale kannte, nicht zutrauen: Im Grund haben für sie die strengen moralischen Wertvorstellungen ihrer Jugend trotz des gesellschaftlichen Wandels unvermindert Geltung behalten. Hierin entspricht sie vollkommen einem anderen „liberalen Katholiken“, Lord Acton. Für Charlotte waren Freundschaften mit anderen Männern durchaus möglich, sogar erotisch gefärbte mit katholischen Klerikern wie Döllinger und Kraus; Abenteuer hat sie jedoch nicht gesucht. Das Verhältnis zu ihrem Mann blieb trotz der Rückkehr nach München im Jahr 1886 freundschaftlich. Die wirtschaftliche Krise, die zur Auflösung des Haushalts führte, war ihr vielleicht nicht so ungelegen gekommen, da sie ihr den Aufbau einer Schriftstellerexistenz in Deutschland ermöglichte.

In diesem Schicksal lag ein gewisses Scheitern. War es die Abkühlung der Beziehungen zum Gatten, die sie die Trennung relativ leicht ertragen ließ, oder hat ihr Unvermögen, in Irland heimisch zu werden, die Aussicht auf ein Zusammenleben verbaut? Sir Rowland, der bereits mit 46 Jahren am Ende seiner politischen Laufbahn war, übernahm 1890 den nicht gerade glanzvollen Posten eines Inspektors für technische und Spezialschulen, bis er 1897 Präsident des 1846 gegründeten Queen's College Cork wurde. Nach seinem Tod (22. März 1909) schrieb sie einer französischen Freundin: „Wenn Sie ihn gekannt hätten, hätten Sie ihn gern gehabt, denn er war ein anziehender Mann, intelligent und von vielseitigem Interesse bis zu seinem Ende . . . Das Leben hat uns, meinen lieben Mann und mich, so oft auseinandergerissen, daß ich durchaus verstehen kann, daß Freunde, die uns erst in unseren letzten Lebensjahren kennenlernten, meinten, wir seien uns weniger mit Herz und Sinnen zugetan als wir es in Wirklichkeit waren. Er wollte sein Leben leben; er hat es getan . . .“¹²

Konnte sie ihr eigenes Leben so leben, wie sie sich das vorgestellt hatte? Unter ungünstigen Verhältnissen erbrachte sie eine ungewöhnliche schriftstellerische Leistung; doch ihre familiären und ihre kirchlichen Hoffnungen gingen nicht alle in Erfüllung. Ihren Freunden hielt sie leidenschaftlich die Treue. Die theologisch-intellektuelle Verengung des Pontifikats Pius' X. durchlitt sie standhaft. Im katholischen Geistesleben, vor allem Deutschlands, war sie eine vereinzelte Erscheinung. Ihre Horizonte waren, wie Karl Muth schrieb, „für unsere politisch wie kirchlich-politisch eingeengte deutsche Gegenwart und jüngste Vergangenheit zu

groß, als daß die offene und ungeschminkte Art, mit der sie die Dinge beim rechten Namen nannte, überall richtig hätte verstanden werden können“¹³. Die Gefolgschaft im katholischen Raum blieb ihr versagt; in einer Geschichtsschreibung, die nur den Institutions-, Verbands- und politischen Katholizismus gelten läßt, wird sie auch heute beharrlich totgeschwiegen.

Was ihr Leben zusammengehalten hat, war keine freireligiöse, sondern eine kirchlich gebundene Frömmigkeit, die schlichten Glauben mit intellektueller Redlichkeit in den vielfältigen Problemen des Lebens zu verbinden verstand. So lebte sie auf eine Hoffnung hin, an der sie kein Schicksalsschlag und kein apokalyptisches Wetterleuchten irremachen konnten.

Die letzten Lebensjahre in München – sie wohnte in der Prinzregentenstraße 4 – waren durch längere Aufenthalte bei den Freunden Cramer Klett in Hohenaschau unterbrochen. Der Kriegsausbruch 1914 schnitt jegliche Verbindung mit den Kindern ab. Der Sohn Arthur, britischer Kolonialbeamter, wurde 1915 in Indien ermordet, die Tochter Carola, die in zweiter Ehe den Marineoffizier Sir Henry Galway, Gouverneur in Australien, später Generalgouverneur von Neuseeland, geheiratet hatte, war in Australien, der Sohn Willie englischer Offizier. Sie selber mußte sich als britische Staatsbürgerin jeden Tag auf der Polizei melden; ihre Erwidierungen waren, wie es milde in einem Nachruf heißt, „vielleicht nicht immer gelassen“¹⁴.

Am 11. Februar 1917 ist sie in München gestorben. In ihrem Testament, das zwei Jahre zuvor auf dem amerikanischen Generalkonsulat hinterlegt worden war, hatte sie sich ein „möglichst einfaches Begräbnis, ohne Trauerrede, ohne Blumen, ohne Katafalk“ ausbedungen. Wo sie sterbe, solle ihre letzte Ruhestätte sein. Sie erbat sich lediglich drei stille Messen und daß man ihr die Pulsader der rechten Hand durchschneide, bevor man sie in den Sarg lege. Das Testament begann nach Anrufung des dreieinigen Gottes mit einem Bekenntnis zur „einen heiligen katholischen Kirche, deren Gnadenmittel mich im Leben begleitet und in seinen Prüfungen aufrechterhalten haben“. Es schloß, nach Aufzählung der letztwilligen Verfügungen, mit dem Wort des hl. Augustinus, das ein Lieblingswort ihrer Mutter war: „Für Dich, o Herr, hast Du uns erschaffen, und unser Herz ist unruhig, bis es ruhet in Dir.“

In ihrem Leben bewahrheitete sich auf einer anderen Ebene, was Döllinger ihr 1871 gesagt hatte, als der kirchliche Bannstrahl ihn traf: „Ich bin die Faschine, die in den Graben geworfen wird, damit andere hinüberkommen.“ War es eine kleine Hoffnung auf eine bessere Zukunft, daß die ausführlichste Würdigung ihres Lebens und Werkes nicht in einer deutschen Zeitschrift, sondern im „Correspondant“ erschien, der sie mitten im Weltkrieg als „letzte Europäerin“ bezeichnete? Es war kein glückliches Leben, gewiß nicht, sondern eines, über das man die Worte setzen könnte, die Macaulay von Dante sagte: „Too proud and too sensitive to be happy.“

ANMERKUNGEN

¹ Dieser Aufsatz bildet die gekürzte Fassung der Einleitung zum Briefwechsel Ignaz v. Döllingers mit Charlotte Lady Blennerhassett, der als Bd. 4 und 5 des Briefwechsels Döllingers in der von der Kommission für bayerische Landesgeschichte herausgegebenen Reihe erscheint. Ausführlichere Belege für die Frühzeit dieser Beziehungen enthält mein Aufsatz: Charlotte Lady Blennerhassett. Die Bildungsjahre einer liberalen Katholikin, in: *Zschr. f. bayer. Landesgesch.* 43 (1980). – Eine Biographie von Charlotte Blennerhassett liegt bisher nicht vor; die Mainzer Dissertation von E. Schuhmann, *Charlotte Lady Blennerhassett als Historikerin und Essayistin* (1955), enthält eine gute Bibliographie. Unter den Nachrufen steht an erster Stelle derjenige von A. Dumaine: *Lady Blennerhassett – La Dernière Européenne*, in: *Le Correspondant* (Paris) 1917, 430–453; weiterhin sind zu erwähnen: M. v. Bunsen, *Erinnerungen an Lady Blennerhassett*, in: *Das Literarische Echo* 19 (1917) 719–721; K. Muth, *Charlotte Blennerhassett*, in: *Hochland* (HL) 14, 1 (1916/17) 753 f. Ihre Briefe an Lord Acton wurden größtenteils veröffentlicht von J. N. Figgis u. R. V. Laurence in: *Selections from the Correspondence of the First Lord Acton* (London 1917), ihre Briefe an die Freundin Forbin d'Oppède von R. Aubert u. J. R. Palanque in: *Rev. d'Hist. Eccl.* 58 (1963) 82–135. Vgl. auch Th. Looze, *Liberal Catholicism, Reform Catholicism, Modernism* (Mainz 1979) 76 ff. Ihr Briefwechsel mit dem 1902 verstorbenen Freiburger Kirchenhistoriker F. X. Kraus wird von H. Schiel für den Druck vorbereitet.

² In *Memoriam Ignaz v. Döllinger* 28. 2. 1799 – 10. 1. 1890, in: *Dt. Rundschau* 1898/99, II, 381–385.

³ Die liberalen Katholiken in Frankreich. Eine Reiseerinnerung, in: *Hist. Pol. Bl.* 63 (1869) 898–918.

⁴ Ch. Blennerhassett, *Viktorianisches England*, in: *Dt. Rundschau* 1913/14, I, 426–448; II, 289–313; III, 191–215; IV, 206–222, 347–367.

⁵ An Döllinger, 10. 7. 1878.

⁶ L. v. Kobell, *Erinnerungen an Ignaz Döllinger* (München 1891) 26.

⁷ *Dt. Rundschau* 58 (1889) 462–469; vgl. auch F. X. Kraus, *Essays. Zweite Sammlung* (Berlin 1901) 103–119.

⁸ Vgl. V. Conzemius, *Der Tod Ignaz von Döllingers in den Briefen der Freunde*, in: *Festschrift Hubert Schiel. Kurtrierisches Jahrbuch* 8 (1968) 300–316.

⁹ Vgl. Anm. 2. ¹⁰ HL 1, 1 (1903) 722–735.

¹¹ M. Laros, in: HL 10, 1 (1912/13) 626.

¹² A. Dumaine, *Lady Blennerhassett – La Dernière Européenne*, a. a. O.

¹³ K. Muth, *Charlotte Blennerhassett*, in: HL 14, 1 (1916/17) 753 f.

¹⁴ Lady Blennerhassett über sich selbst, in: *Das literarische Echo* 19 (1917) 723 f.